

Stadionbau als regionalistische Aufrüstung? : Fussball und Identität nach der Jahrtausendwende

Autor(en): **Koller, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **80 (2002)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stadionbau als regionalistische Aufrüstung?

Fussball und Identität nach der Jahrtausendwende

«Wir sind Zürcher – ihr seid's nicht!» Allwöchentlich schallen dieser und ähnliche Schlachtrufe durch die Fussballstadien und zeugen davon, dass die Faszination der wichtigsten Nebensache der Welt stark von ihrer identitätsstiftenden Funktion herrührt.¹ Geradezu idealtypisch widerspiegelt der zitierte Slogan die Kernelemente des Identitätskonzeptes: das

Christian Koller

Wir-Gefühl, der Bezug auf einen «Identitätsfokus» und die Abgrenzung vom Fremden («Alterität»). Der Verhaltensforscher Desmond Morris hat vor zwei Jahrzehnten treffend vom «Fussballstamm» gesprochen, der die Identifikationsbedürfnisse der Menschen in der anonymisierten kapitalistischen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft in ähnlicher Weise befriedige, wie dies in kleinräumigen vormodernen Gesellschaften durch ritualisierte Feste und sakrale Inszenierungen zu geschehen pflegte.²

Genau wie diese vormodernen Rituale, die in der Regel nicht einfach Selbstzweck waren, sondern die Bindung der Menschen an etwas Abstraktes festigten, sei es eine imaginierte transzendente Ordnung, sei es ein dem gemeinen Volke entrückter Herrscher oder sei es, wie meistens der Fall, beides zugleich, tendiert

der Fussball häufig dazu, als Konkretisierung einer abstrakteren Ordnung zu fungieren. Dies kann etwa die Konfession sein, – bekanntestes Beispiel dafür sind die Glasgower Vereine «Celtics» und «Rangers» als Mannschaften der KatholikInnen beziehungsweise der ProtestantInnen –, die Region – denken wir etwa an den «Ossi»-Verein Hansa Rostock – oder die Nation, die im 19. Jahrhundert, der Entstehungszeit des modernen Fussballs, die Religion als obersten handlungsleitenden Wert zunehmend verdrängte und im Fussball nach wie vor für sich beanspruchen kann, diejenige Einheit darzustellen, die dem Wettstreit um die Weltmeisterkrone zugrunde liegt.

Immer wieder sind Länderspiele zu Katalysatoren eines Nationalgefühls geworden, das den Rahmen des rein Sportlichen bei weitem sprengte. Erinnerung sei etwa an den von den Zeitgenossen als wichtiger Beitrag zur geistigen Landesverteidigung empfundenen Schweizer Sieg gegen Hitlers «grossdeutsche» Mannschaft an der WM von 1938,³ an den Weltmeistertitel der noch jungen und um ihre Identität ringenden Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1954⁴ oder an die Gefühlseruptionen im Iran nach dem Sieg über die Vereinigten Staaten an der WM von 1998. Die Sozialhistorikerin Christiane Eisen-

¹ Vgl. Fabian Brändle und Christian Koller: *Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fussballs*. Zürich 2002.

² Desmond Morris: *Das Spiel: Faszination und Ritual des Fussballs*. München-Zürich 1981.

³ Vgl. Christian Koller und Fabian Brändle: »Man fühlte, dass die Eidgenossen eine Grosstat vollbracht hatten«: Fussball und geistige Landesverteidigung in der Schweiz, in: *Stadion 25* (1999), S. 177-214.

⁴ Vgl. Arthur Heinrich: *Tooor! Toor! Tor! 40 Jahre 3 : 2*. Nördlingen 1994.

berg hat zu Recht festgestellt, der Sport sei eine Schaubühne, auf der sich der populäre Nationalismus so produzieren könne, dass sowohl eine Selbstvergewisserung als auch eine symbolische Konfrontation mit dem «Anderen» erfolge.⁵ Häufig, namentlich im vereinsmeisterschaftlichen Alltag, erzeugt der Fussball aber auch Loyalitäten, die nicht auf soziale Konfliktlinien oder ideologische Überzeugungen zurückgeführt werden können, ja diese sogar übertünchen.

Wie präsentiert sich die Situation heute? Erleben wir die Ablösung der Nationalmannschaften als Identitätsträgerinnen durch als «global players» agierende und nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten geführte Spitzenvereine à la Manchester United, die ihren Shareholder Value weitgehend durch den Verkauf von TV-Rechten generieren und wohl schon bald – wie im hochkommerzialisierten nordamerikanischen Mannschaftssport bereits heute üblich – nicht mehr örtlich gebunden sein werden? Oder ist die Welle von Stadionneubauten, die in den letzten Jahren auch auf die Schweiz übergeschwappt ist, Ausdruck eines neuerwachten Regionalismus, der das Konzept «Nation» von «innen» her in Frage stellt? Oder wird die Nation gar von der im Vereinsfussball kombinierten Kraft von Globalismus und Regionalismus in die Zange genommen und ausgehebelt?

Zunächst einmal ist zu konstatieren, dass Konflikte zwischen den Vereinen und den Nationalmannschaften keineswegs ein neues Phänomen sind; sie sind ebenso alt wie der Berufsfussball. So gab es zum Beispiel bereits im Jahre 1934 Streit zwischen dem Schweizerischen Fussballverband und dem Präsidenten des damaligen Schweizer Meisters Servette Genf, der seine Spieler, die mehr als die Hälfte der

Nationalmannschaft stellten, für die Weltmeisterschaft in Italien nicht freigegeben wollte und erst in letzter Minute und nach Androhung schwerer Strafen nachgab. Heute verläuft die Konfliktlinie – trotz des Gejammers über von den Vereinswettkämpfen ausgelaugte Nationalspieler bei der letzten WM – bei genauem Hinsehen (das heisst: bei einer ökonomischen Betrachtungsweise) nicht zwischen den Vereinen und den Nationalmannschaften, sondern läuft mitten durch die Vereinslandschaft. Nicht «FIFA World Cup» gegen «Champions League» lautet die Konfrontation, sondern, wie im «richtigen» Leben, Reiche gegen (relative) Habenichtse. Nur wenige Grossklubs profitieren wirklich von den neuen Einnahmequellen aus dem liberalisierten TV-Markt. Der grössere Teil der Profivereine dagegen ist durch die steigenden Löhne und Transfersummen gezwungen, sich stark zu verschulden. In den führenden Ligen Europas nicht anders als in der Schweiz schreibt die Mehrzahl der Vereine Jahr für Jahr rote Zahlen, wobei gerade die Einführung der «Champions League» diese Entwicklung hin zu einer Zweiklassengesellschaft rasant beförderte. In der Zukunft ist mit weiteren Vereinsbankrotten und Zwangsrelegationen zu rechnen, die ganze Regionen von der Fussballnahversorgung abschneiden werden.

Diese Tendenzen reflektieren sich auch auf der identifikatorischen Ebene. Zunehmend werden die reichen Vereine zu Feindbildern der weniger Reichen. Hingegen haben die Fans nach wie vor keinerlei Mühe damit, sich sowohl mit dem eigenen Verein als auch mit der Nationalmannschaft zu identifizieren, auch wenn diese zu einem grossen Teil aus Spielern der reichen Spitzenvereine besteht. An dieser doppelten Loyalität hat sich gegenüber «früher» nichts geändert. Fragmentierte Identitäten sind im Fussball keine Neuerung der postmodernen Spass- und Beliebigkeitsgesellschaft und – wiederum

Fussball

**tendiert dazu,
eine abstrakte
Ordnung zu
konkretisieren.**

⁵ Christiane Eisenberg: Sportgeschichte: Eine Dimension der modernen Kulturgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 23 (1997), S. 295-310, hier: S. 296.

wie im «richtigen» Leben – schon gar kein Schutz gegen chauvinistische Exzesse. Die Übersättigung mit Vereinswettbewerben könnte in Zukunft sogar die Bedeutung von Spielen der Nationalmannschaften und die Identifikation mit diesen steigern.

**Zunehmend
werden
reiche Vereine
zu Feindbildern
der weniger
Reichen.**

Und der Stadionbau? Werden die neu entstehenden Arenen in Bern, Genf, Zürich und St. Gallen eine ähnliche regionale Fussballbegeisterung entfachen wie in Basel, werden sie zu Katalysatoren eines den Rahmen des Sportlichen überschreitenden Regionalismus? Stadien stellen tatsächlich ein wichtiges Element im fussballerischen Identifikationsprozess dar. So waren die in den industriellen Ballungszentren zumeist inmitten der Arbeiterquartiere gelegenen Stadien im Grossbritannien der vorletzten Jahrhundertwende der Stolz des kleinen Mannes, das Pendant zu den Opernhäusern und Bahnhöfen, die die kulturelle und ökonomische Potenz der gehobeneren Schichten repräsentierten.

Dass Fussballstadien für viele Menschen ein wichtiges Stück «Heimat» darstellen, zeigen aber auch Beispiele aus der jüngeren Vergangenheit. Als der Londoner Verein Charlton Athletic FC in den 1980er Jahren seines Stadions «The Valley» verlustig ging, weil ein dynamischer Jungunternehmer, der die Aktienmehrheit erworben hatte, den Verein mit einem unsinnigen Transfer in die roten Zahlen stürzte, war dies für die Fans eine Katastrophe. Charlton war über mehrere Jahre gezwungen, im Stadion des Stadtrivalen Crystal Palace zu spielen. Als der Verein das inzwischen verfallene Stadion wieder erwerben konnte und neu aufbauen wollte, legten sich zunächst die kommunalen Behörden quer. Daraufhin gründeten die Fans eine eigene Partei, die «Valley Party», und errangen bei den Gemeindewahlen von 1990 auf Anhieb 10 % der WählerInnenstimmen. Ähnliches spielte sich

1988/89 in Hamburg ab. Hier plante die Vereinsführung des FC St. Pauli zusammen mit einer kanadischen InvestorInnengruppe, das alte Millerntor-Stadion abzureissen und auf dem Gelände ein gigantisches High-Tech-Projekt namens «Sport-Dome» zu realisieren. Dagegen bildete sich eine BürgerInneninitiative aus St. Pauli-AnhängerInnen und QuartierbewohnerInnen, die mit Demonstrationen, Podiumsdiskussionen, Schweigeminuten beim Spiel und Flugblattaktionen gegen das Grossprojekt protestierten, bis die Vereinsführung schliesslich einlenkte.

Die Identifikation mit dem eigenen Stadion kann also Emotionen wecken und sogar politisches Engagement hervorrufen, scheint aber nur unwesentlich mit dessen Grösse und Modernität zusammenzuhängen. Der Fall Basel, wo seit der Eröffnung des Sankt-Jakobs-Parkes regelmässig über 20'000 Personen, eine für schweizerische Verhältnisse gigantische Zahl, zu den Spielen strömen, scheint mir eher ein Sonderfall zu sein, der sich nicht unbesehen auf andere Regionen übertragen lässt, geschweige denn als Beleg für einen gegen den Nationalstaat gerichteten «neuen» Regionalismus betrachtet werden kann. Tatsächlich wird in Basel ja explizit versucht, mit der finanziellen Unterstützung einer noch nicht völlig vom Globalismus infizierten Lokalbourgeoisie an die goldenen 60er und 70er Jahre anzuknüpfen, als die Stadt dank dem Duo Karli Odermatt und Werner Duggelin sowohl in sportlicher als auch in kultureller Hinsicht der ökonomisch überlegenen Rivalin Zürich das Wasser zu reichen vermochte. Der letztlich auf einen Minderwertigkeitskomplex zurückzuführende Mobilisierungserfolg wird sich andernorts schwerlich wiederholen lassen. Bezeichnenderweise sind denn sowohl in Genf als auch in Zürich zahlreiche kritische Stimmen zu den Stadionprojekten laut geworden, in Genf ist sogar eine (allerdings für ungültig

erklärte) Volksinitiative für eine Redimensionierung des Projektes «La Praille» zustande gekommen.

So scheint es mir insgesamt sehr gewagt, von einem Ende des Fussballnationalismus und einer neuen Ära verstärkter Identifikation mit in der ökonomischen und medialen Globalität frei floatenden Regionen auszugehen. Dass der Fussballnationalismus hierzulande momentan eher verhalten ist, hängt kaum mit einer grundsätzlich wachsenden Skepsis gegenüber dem Konzept «Nationalmannschaft» zusammen, sondern schlicht und einfach mit den mässigen Leistungen seiner schweizerischen Konkretisierung. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, dass sich zwar die Identifizierung mit der eigenen Nationalelf in relativ engen Grenzen hält, das ebenfalls identitätsstiftende Feindbild «Deutsche Fussballnationalmannschaft» als Alterität aber bei jedem internationalen Turnier von neuem fröhliche Urstände feiert und – ausserhalb einiger kulturlinker In-Lokale – zumindest in der Deutschschweiz nach wie vor weitestgehend unbestritten ist.

Auch der einleitend zitierte, die Dialektik von Identität und Alterität prägnant

auf den Punkt bringende Schlachtruf kann nicht als Beleg für einen verstärkten Regionalismus ins Feld geführt werden. Seine Hauptfunktion besteht nämlich eben gerade nicht darin, ein regionales Wir-Gefühl der Wirtschaftsmetropole zu stabilisieren, sondern in der Abgrenzung der AnhängerInnen des Zürcher «Stadtklubs» von den verhassten LokalrivalInnen von ennet den Bahngeleisen. Einig sind sich die AnhängerInnen der beiden Vereine eigentlich nur in einem Punkt, nämlich in der Ablehnung der sporadisch auftauchenden Pläne eines «Zurich United». Allenfalls könnten sie sich für eine erfolgreiche Schweizer Nationalmannschaft gemeinsam begeistern. Daran, dass nicht die Rivalitäten zwischen, sondern diejenigen innerhalb der Regionen am intensivsten und mithin am stärksten identitätsstiftend sind, dürfte sich auch dann nichts ändern, wenn dereinst Blau-Weisse und Weiss-Blaue ihre Heimspiele in derselben Arena austragen werden.

Christian Koller ist promovierter Historiker und lebt in Zürich.